Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 9 Bremen-Berlin, den 27. Februar 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Stellvertretungsglaube. Von Martin Bücking. — Römisches Christentum. IX. Von D. Dreydorff. — Zur Bekämpfung des Eides. Von G. Freybe. — Gustav Frenssen als Theologe. Von Dr. B. Weiß. — Und er trug sein Kreuz. Von Margarete Schneider. — Vom Büchertisch.

Stellvertretungsglaube.

Reminiscere.

— Christus hat gelitten für uns — (1. Petr. 2, 21).

Wir Jüngeren haben kaum noch ein Verständnis für die Zeit, da man sich vom Dienst bei der Waffe durch einen Stellvertreter loskaufen konnte. Überhaupt will man heutzutage von einer Stellvertretung im eigentlichsten Sinne, daß einer mit der ganzen Person für einen andern eintritt, nicht recht mehr wissen. Das gilt auch auf dem Gebiet des Glaubens. Der Glaube an die Kraft einer Stellvertretung will manchen altertümlich und abergläubisch anmuten. Als stiege der Erzvater den Berg hinan mit dem Sohn und schlachtete statt seiner den Widder. Als ginge der Hohepriester ins Heiligtum und sprengte statt des Blutes eines sündigen Volkes das des fehllosen Tieres. Als stünden wir vor dem mit unendlicher juristischer Spintisiererei aufgebauten mittelalterlichen Lehrgebäude von einer Rechtfertigung und Versöhnung, die eine stellvertretende sein soll.

Aber laßt uns Kirchenlehre und einfachen menschlichen Glauben nicht miteinander verwechseln. Laßt uns nach Klängen suchen, die anklingen an dies „gelitten für uns“, in unserer eigenen menschlichen Erfahrung. Da sitzt im Stübchen ein Elternpaar, das sich ein Menschenleben für seine Kinder abplagte. Mit Freuden sahen sie Sohn und Tochter groß und selbständig werden, aber mit Schmerzen erfahren sie nun, daß Altwerden Alleinbleiben und Verlassensein ist. Und doch wollen sie gern darben und sind zufrieden und glücklich, wenn es nur ihren Kindern gut geht. Das ist eine Art Stellvertretung. Von Ähnlichem wüßte, wenn sie es sagen wollte, manch eine Frau zu sagen, die die Last eines ganzen Hauses trägt, nicht bloß in äußerer Fürsorge, sondern mehr noch mit schlaflosen Nächten und Verzichten auf die Freuden des Lebens, — manch eine Frau, die den Lebenswandel des Mannes mit ansehen muß, daß ihr das Herz brechen will, aber sie darf sich nichts merken lassen, und sei es nur um des wirtschaftlichen Rückgangs willen, — manch eine Mutter, die Sohn und Tochter anhielt zu allem Guten und viel Saat ausstreute auf Hoffnung, und nun kommt Verführung und Schande und Leichtsinn ins Haus und unendliche Sorge, und sie kann schließlich nichts anderes tun, als still zu Gott beten, — manch ein heranwachsendes Kind, dem die Herzensreinheit und damit die glückliche Kindheit durch die eigenen Eltern geraubt wird, und das nun für sein eigenes Leben die bittere Wahrheit erfährt, daß Gott die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Wir hören die Klage des weißhaarigen Vaters, der seinen blühenden Sohn in den Tod geben muß: O, wäre ich doch vor dir, wäre ich doch für dich gestorben! Das alles ist Glaube an eine Stellvertretung. Ist er nicht auch dort, wo es eine fromme Sitte ist, daß des Sonntags wenigstens ein Glied aus der Familie zum Gotteshaus geht, und wo die anderen, wenn sie es auch nicht aussprechen, so doch denken: er geht hin für uns mit, sie betet für uns mit? Und Krankenbetten und Stätten des Unglücks wüßten viel zu erzählen von diesem selben Glauben. Gelehrtenstuben und Hörsäle, Fabrikräume und Werkstätten, wo einer von der lastenden Frage des Jahrhunderts gequält wird und die Not schwerer Zeit mit zu tragen bereit ist, — Versammlungssäle, Schlachtfelder, Gefängnisse: sie alle wissen von viel Kämpfern zu sagen, die für andere leiden und den Gedanken der Stellvertretung haben, auch wenn sie von Stellvertretungsglauben nichts wissen oder nichts wissen wollen. Die echten Dulder haben niemals viel bittere Worte und saure Gesichter gemacht, aber man konnte es ihnen anmerken: Die leben, arbeiten, leiden um anderer willen, die kämpfen um einer höheren Idee willen.

Die Reformation hat gegenüber einer Heiligenverehrung, die sich auf andere verläßt, den Grundsatz der freien Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit zu Ehren gebracht. Doch laßt uns beachten: es ist das ein klarer Grundsatz unseres äußeren sittlichen Handelns, der nichts zu tun hat mit einem geheimnisvoll in der Tiefe ruhenden Herzensbedürfnis, das auch Religion ist. Und Religion ist aus dem Gefühl der Abhängigkeit herauswachsende Verehrung. So steht das Bild eines teuren Entschlafenen, von Vater oder Mutter, oder wen wir sonst lieb hatten, vor unserer Seele, oder das eines Helden, den wir verehren. Und je länger sie aus unserer Mitte fern sind, desto mehr verklärt sich ihr Bild, und wir werden des Glaubens, daß die Verklärten bei Gott für uns Fürbitte tun. Ja, wir beten wohl selber: bitte für uns. Auch das ist Glauben an die Kraft einer Stellvertretung. Ein echt menschliches Recht liegt ihm zu Grunde, denn ihm liegt ein echt menschliches Bedürfnis zu Grunde.

Allerdings, wenn wir Zweck und Ziel des stellvertretenden Leidens allemal erkennen könnten, dann wäre es eine einfache und erklärliche Sache! Aber für wen haben neulich die in Darmstadt Vergifteten gelitten? Für wen die in Westafrika Ermordeten? Mit Augen gesehen und nach dem Augenblick beurteilt, haben sie ihr Opfer vergeblich gebracht,

dazu wider ihren Willen. Aber sind sie vielleicht gestorben als Glieder einer geheimnisvoll unsichtbar großen Kette? Starben sie, damit andere lebten? Wer wollte die zählen, deren Leben durch ihr Sterben gerettet wurde! Es hat immer solche gegeben, die Märtyrer einer ganzen Menschheit sein mußten. Ein solcher Märtyrer ist Christus gewesen. „Er hat gelitten für uns." In seinem Leben und seiner Person hat ein ursprüngliches und geheimnisvolles Bedürfnis der Menschheit eine Gestalt angenommen, wie wir keine reinere kennen. Von da an weht der Geist der Selbstlosigkeit um die Häupter der Leidenden und durch die Häuser der Duldenden. Dorthin kommt Jesus und grüßt sie als seine Brüder und Schwestern und wird bei denen, die für andere stellvertretend leiden, gleichsam von neuem geboren, nur daß er ein anderes Gesicht und andere Gestalt hat wie damals in Palästina. Und jetzt, in dieser Passionszeit, geht er still durch unsere Reihen hindurch, und wir grüßen ihn mit den Augen und mit den Herzen. Denn wir verstehen das Wort: Christus hat gelitten für uns. —

Braunschweig. Martin Bücking.

Römische und evangelische „Kirche".

(Römisches Christentum. IX.)

In Briefen an eine Freundin. Von D. Dreydorff.

11.

„Wenn aber", sagen und fragen Sie, „das Dogma: außerhalb der Kirche kein Heil, so sehr zum Wesen der römischen gehört, daß, wer es leugnet, kein guter Katholik sein kann, dann sollten doch alle Gebildeten die Kirche, der sie in Wahrheit nicht mehr angehören, verlassen; und da sie niemand mit Gewalt zurückhalten kann: was hindert sie, es zu tun?" Nun, ich glaube, die verschiedenen verschiedenes. Die meisten sehen und ziehen die Konsequenz nicht, weil sie auf diesem Gebiet überhaupt nicht denken, und viele mögen darüber so denken, wie der katholische Gelehrte, der auf meine Frage: „Warum treten Sie nicht aus der Kirche heraus, mit der Sie, nach Ihrer Versicherung, innerlich zerfallen sind?" erwiderte: „weil ich nicht weiß, in welch' andere ich aus Überzeugung eintreten sollte. Die evangelische Kirche pflegt den Aberglauben nicht so sehr wie die katholische, aber die dogmatischen Unterschiede sind in meinen Augen nur relative. An Wunder soll man in beiden Kirchen glauben; in der evangelischen an solche, die zur Zeit Jesu geschehen sind, in der katholischen an solche, die täglich geschehen, ich aber glaube weder an die einen noch an die andern, und bleibe dabei doch vom Klerus, der seit lange keinerlei Notiz von mir nimmt, unangefochten." Die Antwort gab mir zu denken und zugestehen mußte ich dem Manne auch, daß die lutherische Tauf- und Abendmahlslehre um kein Haar vernünftiger sei, als die katholische, und so noch manch andere. Ja, wer kann's leugnen? Die Reformatoren sind mit einem Fuß im katholischen Wesen stecken geblieben, und das war ein Fehler, der sich mit ihrer Berufung auf die heilige Schrift umso weniger gut machen ließ, als auch die schon an Widersprüchen leidet, insofern es, neben den für das evangelische Christentum beweiskräftigen Worten, solche gibt, die sich für das römisch-katholische geltend machen lassen. Der berühmten Kraftstelle: „Du bist Petrus 2c." ist schon gedacht worden. Und deren gibt's mehr. Namentlich fehlt es nicht an solchen, auf die sich die römische Kirche für ihren Wunder- und andern Aberglauben berufen kann. So, um nur etliche zu nennen, Apostg. 5, 15; 19, 12; Mark. 16, 17. 18; Joh. 20, 23; Luk. 11, 41 und andere mehr, die wir Evangelischen gern übersehen. Die wissenschaftliche Theologie hat das Dogma von der Inspiration der biblischen Schriften längst aufgegeben und damit auch den Versuch, mit der bloßen Berufung auf beliebige vereinzelte Schriftworte etwas zu beweisen. Sie behandelt die ältesten Urkunden der christlichen Religion historisch und kritisch. Findet sie nun als deren Kern und Wesen einen Glauben, der sich in keine feste dogmatische Form pressen läßt, oder, um das mißverständliche Wort „Glauben" zu vermeiden, eine fromme Gesinnung, die jenseits alles pfäffischen Streites liegt, so sind doch ihre besten Schüler am wenigsten geeignet, einer Kirche zu dienen, die ohne die ihre Eigenart bestimmenden Dogmen nicht existieren kann. Ein „undogmatisches Christentum", bestehend in Gottvertrauen und Liebe, läßt sich denken, eine „undogmatische Kirche" nicht. Soviel zur Erklärung der Tatsache, daß beide Kirchen, weitentfernt, einander großen Abbruch zu tun und neue Eroberungen zu machen, nur notdürftig ihren Besitzstand behaupten. Und selbst das nur scheinbar und äußerlich. Denn in Wahrheit ist überall die Unkirchlichkeit, mindestens die Gleichgiltigkeit der Christen gegen die Kirche im Zunehmen begriffen, und in dieser Hinsicht haben die Römischen und die Evangelischen einander nichts vorzuwerfen. Im Deutschen Reich zählt die teils religionsfeindliche, teils religiösindifferente Sozialdemokratie mehr überzeugte Anhänger, als beide Kirchen zusammen. Die 20—25 000 „christlichen" Arbeiter, mit denen Rom auf dem Kölner Katholikentag paradierte, bedeuten wenig gegenüber den drei Millionen und achtzigtausend Erwachsenen über 25 Jahre, die Männer in den Reichstag schickten, die keine Kirche als die Ihrigen beanspruchen kann; denn sie stehen zu diesen im Verhältnis von eins zu hundertundzwanzig, und diese Zahlen sind beweiskräftiger, als die statistischen Angaben der Trau- und Taufbücher.

Die römische Kirche könnte leichter als die evangelische feststellen, wie weit noch ihr moralischer Einfluß reicht, wenn sie — nicht die Zentrumswähler, die dafür nicht in Betracht kommen, sondern — die noch im Beichtstuhl Erscheinenden zählte. Ich weiß nicht, ob sie es tut, begreife aber, daß sie, wenn sie es tut, das Ergebnis einer solchen Zählung in den größeren Städten nicht veröffentlichen mag. Denn glaubwürdig scheint mir die Versicherung des vorher genannten katholischen Professors: „Den Beichtstuhl überlassen wir unseren Frauen und Kindern." Die evangelische Kirche verfügt über kein gleichwertiges Mittel, um über sich selbst ins klare zu kommen. Sieht man in der Abendmahlsfeier ein freies, öffentliches Glaubensbekenntnis, so steht es um sie besser, als um die römische; denn es verstehen sich zu dieser Feier immer noch mehr Christen, und zwar auch christliche Männer, als zur katholischen Beichte. Aber zum Großtun mit ihren Leistungen und Erfolgen hat auch die evangelische Kirche keine Veranlassung. Sie steht, was diese und die persönliche Teilnahme an ihr betrifft, hinter vielen weltlichen Gemeinschaften, hinter Schützen-, Turn-, Kriegervereinen u. dgl. mehr, weit zurück. Ich will hier nicht untersuchen, wie es dazu gekommen ist, nur die Hauptursache andeutend: wir leben im zwanzigsten Jahrhundert, und die Kirche lebt im großen und ganzen noch im sechzehnten und siebzehnten und redet in einer Sprache, die das heutige Geschlecht nicht mehr versteht. Man hat sich daran leider schon gewöhnt und gleichzeitig dringt in immer weitere Kreisen die Überzeugung, daß es, um das Leben menschenwürdig zu gestalten, keiner Kirche bedarf. Eine Überzeugung, die, wenn schon bedenklich, nicht ohne Grund zu sein scheint. Ein Gebiet ums andere hat sich von der einst alle beherrschenden Kirche emanzipiert. Die Wissenschaft, die Kunst, die Politik, die Volkswirtschaft, das Gerichtswesen, die Presse, die Armen- und Krankenpflege usw., sie alle bestehen und gedeihen ohne sie und selbst die äußere und innere Mission ist evangelischerseits nicht abhängig von der Kirche. Man macht sich überhaupt von deren Bedeutung für die Welt meist irrige Vorstellungen. Ihre Verdienste um die Kultur der von ihr christianisierten Völker gehören einer fernen Vergangenheit an und selbst da waren sie nicht so groß, wie man anzunehmen pflegt. So oft hat die Kirche ihre Predigt von der Liebe durch ihr gehässiges Verhalten gegen die Andersgläubigen unwirksam gemacht und manch'

blutiger Krieg ist in ihr Schuldbuch zu schreiben. Verhütet hat sie keinen Krieg, vergiftet aber durch Geltendmachen religiöser Motive fast jeden. Eine klägliche Rolle spielte sie von jeher und fast überall auf politischem Gebiet; denn da sah man sie immer im Bunde mit der Reaktion wider Fortschritt und Freiheit. Um Abschaffung der Sklaverei und der Folter haben sich einzelne Christen verdient gemacht, aber nirgends die christliche Kirche. Es ist noch nicht lange her, daß sie in Südamerika die Sklaverei für eine von Gott gewollte Einrichtung erklärte und mit Bibelsprüchen verteidigte. Den Abfall vieler Millionen zum Islam hat die Kirche nicht zu hindern und die paar Juden in ihrer Mitte nicht zu bekehren vermocht. Warum nicht einmal diese? Weil sich gerade die gebildeten und frommen Juden vom Heidentum in der Kirche abgestoßen fühlten. Denn nur wenige mochten sich zur Logik des jüdischen Arztes verstehen, der sich taufen ließ, als schamlose Weiber den päpstlichen Stuhl mit ihren Liebhabern besetzten — im Zeitalter der „Pornokratie", zu Anfang des elften Jahrhunderts —, indem er schloß: „die Kirche, die solche Greuel verträgt, ohne unterzugehen, muß göttlichen Ursprungs sein".

„Aber ist nicht", fragten Sie neulich, „in demselben Maße, wie die Kirche an Macht und Ansehen verliert, für die Moral zu fürchten?" Ich glaube die Frage verneinen zu dürfen. Denn, hätte die Behauptung Grund, so müßten die katholischen Völker, die noch kirchlicher als die evangelischen sind, auch um so viel gesitteter als diese sein, und davon weiß die Statistik nichts. Im Gegenteil, sie bezeugt uns, daß die Zahl der groben Verbrechen in der katholischen Welt größer als in der evangelischen ist, und daß die Revolutionen in katholischen Ländern, wie in Frankreich, Spanien, Neapel, die denkbar grausamsten gewesen sind. Und abgesehen davon: steht es um die Moral der christlichen Völker zurzeit nicht gut, so doch längst, und meist überall nicht so schlimm, wie ehedem, als sie von der Kirche monopolisiert und ganz von ihr abhängig war. Wie wenig aber der einzelne zur würdigen Gestaltung seines Lebens der Kirche bedarf, das sehen wir, um von Tausenden einen zu nennen, am Philosophen Spinoza. Die „Judenkirche", wie man die Synagoge der Altgläubigen wohl nennen darf, hat ihn mit entsetzlichen Flüchen ausgestoßen und in eine Christenkirche einzutreten, hat er verschmäht. Doch gehörte er zu den sittlich reinsten Menschen, die je gelebt haben, und ein christlicher Theolog hat ihn zu den Heiligen gezählt. Auch der weiland gelehrte Probst Döllinger kann als Kronzeuge gelten. Er wurde im Jahre 1871 vom Papst, weil er an dessen Unfehlbarkeit nicht glaubte, aus der römischen Kirche ausgeschlossen, und in eine andere kirchliche Gemeinschaft, selbst in die „altkatholische", trat er nicht ein. Sein äußeres Leben war seitdem gefährdet, denn „wer einen Exkommunizierten im Eifer für die katholische Mutter tötet, soll nicht als Mörder angesehen werden" (nach einem Dekret des Papstes Urban II.), aber das innere Leben des zu keiner Kirche gehörigen Mannes hat durch die „große Exkommunikation" keine Beschädigung erlitten.

Zur Bekämpfung des Eides.

Von G. Freybe.

Motto: „Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand!"

1. Jesus und der Eid.

Die Versuche, den Eid nicht nur einzuschränken, sondern ganz abzuschaffen, sind sehr alt. Außer Philon und verschiedenen vorchristlichen griechischen Schriftstellern und Dichtern*) hat auch Jesus von Nazareth den Eid bekämpft. Er ist nicht nur dem jüdischen Aberglauben und Mißbrauch entgegengetreten, der durch Umgehung des Namens Gottes den Eid abzuschwächen wähnte. Solchem Verfahren gegenüber wies Jesus darauf hin, daß auch andere zum Pfand gesetzte oder angerufene Güter nicht in der Menschen, sondern in Gottes Macht ständen, also doch indirekt eine Anrufung Gottes seien. (Matth. 5, 33—37, vgl. 23, 16—22.) Man könnte einwenden, daß Jesus nur den promissorischen oder Versprechungseid, nicht aber den assertorischen Eid verboten habe. Nach Paulsen*) scheint die Motivierung in Matth. 5, 36 darauf hinzudeuten: „Du bist nicht Herr der Dinge und der Zukunft, kannst du doch nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz machen; also verkaufst du deine Seele durch einen Eid, mit dem du zu bestimmten Leistungen dich verpflichtest." Allein jeder Eid, auch der assertorische, erscheint zuweilen als Verpfändung, und die Motivierung des Eid-Verbotes in Matth. 5 paßt auch für beide Fälle; man kann ergänzen: „wenn ich dies tue bezw. nicht tue, so möge mein Haar plötzlich ergrauen", aber auch: „wenn dies nicht wahr ist, so möge mein Haar weiß werden", oder: „so gewiß ist das wahr, wie mein Haar schwarz ist". Viel eher aber als diese von Paulsen geltend gemachte Motivierung könnte für das Verbot nur der promissorischen Eide die jüdische Vorschrift sprechen, an die Jesus anknüpft, Matth. 5, 33: „Du sollst nicht falsch schwören, du sollst aber dem Herrn deine Schwüre abtragen";**) weil das Halten der Gelübde nicht immer möglich und sittlich sei, deshalb verbiete Jesus ganz den Eid, damit sei aber nach dem Zusammenhang nur an den Gelübdeeid gedacht. Eben darauf scheint auch Matth. 23, 16 und 18 hinzuweisen, „wer aber beim Golde des Tempels schwört, der ist verpflichtet" (ὀφείλει) und: „wer aber bei der Gabe, die darauf (— auf dem Altare) ist, schwört, der ist verpflichtet". Dagegen könnte man allerdings die Frage aufwerfen, ob damals schon und ob besonders wohl von Jesus so scharf zwischen beiden Arten des Eides geschieden worden sei. Vielleicht ist bei den Juden die assertorische Form des Eides die seltenere gewesen, da für gerichtliche Verhandlungen zwei übereinstimmende Zeugenaussagen auch ohne eidliche Verstärkung rechts- und urteilskräftig gewesen zu sein scheinen — nur im Streitfall galt der Eid als entscheidend, Hebr. 6, 16 —; und die meisten Eide, von denen in der Bibel berichtet wird, sind Gelübdeeide, zu deren Einschränkung und vorsichtigeren Ableistung schon 5. Mose 23, 13 angeraten ist. Jesu Worte selber passen für beide Eidesarten; das betonte „überhaupt nicht" (μὴ ὅλως) in Matth. 5, 34 spricht auch für ein völliges Verbot; wenn endlich in V. 37 Jesus alle über schlichte Wahrhaftigkeit hinausgehende Beteuerung verwirft als „vom Bösen" oder Satan entstammend, so damit gewiß doch auch den Beteuerungseid.

Allerdings erhebt sich ein Bedenken gegen diese allgemeine Fassung zu Gunsten einer Einschränkung des Verbotes auf den promissorischen Eid, nämlich das im selben Evangelium Kap. 26, 64 Berichtete, wonach Jesus selbst zu einem assertorischen Eide genötigt worden ist. Aber selbst ein durchaus positiver Theologe wie der Königsberger Professor Jacoby urteilt hier***): „Ob Jesus selbst in der Gerichtsverhandlung einen Eid abgelegt hat, wird zweifelhaft bleiben." In Wirklichkeit ist hier von einem Schwören Jesu gar nichts gesagt. Die hohepriesterliche Frage, ob Jesus der Messias — denn nichts anderes bedeutet der „Sohn Gottes" — sei, erscheint in Gestalt einer Eidesaufforderung; Jesus antwortet aber durchaus seiner Vorschrift, Matth. 5, 37, gemäß nicht mit einem: „ich schwöre es", sondern einfach: „du hast es gesagt", was unserm „ja" entspricht und doch nicht als eidliche Aussage gelten kann. Manche Ethiker, die in dieser Antwort Jesu eine Eidaussage sehen, helfen sich dann mit der Annahme eines doppelten Bereiches der Sittlichkeit, des Jünger- und Familienkreises einerseits, des öffentlichen Lebens andererseits, aus der Ver-

*) Vergl. bes. Hirzel, Der Eid. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Leipzig, 1902.

*) Paulsen, System der Ethik, 2. Aufl., S. 563.

**) Die deutschen Stellen aus dem Neuen Testament sind meistens nach Karl Weizsäckers Übersetzung desselben — Freiburg i. B. und Leipzig (Mohr) — angeführt.

***) Jacoby, Neutestamentliche Ethik, Königsberg 1899; S. 87.

legenheit. Da ist es richtiger, einzugestehen, Jesu Forderung der völligen Eidabschaffung sei ein Ideal gewesen, dessen allmähliche Erreichung und Verwirklichung er von seinen Jüngern erhofft habe, während er selbst Matth. 26, 64 sich dem zur Zeit noch bestehenden Rechtsleben habe fügen müssen; aber selbst dann hat er die schlichteste Antwort gegeben, und der Schwurcharakter kann höchstens aus der hohenpriestlichen Frage auf Jesu Antwort übertragen werden, die er auch nur genötigt gab, weil er hier nicht schweigen konnte und durfte. Vor allem ist aber hier noch an die Unsicherheit der Überlieferung zu erinnern; Markus, das älteste Evangelium (14, 61 f.), und auch Lukas (22, 70), die beide die Frage und Antwort Jesu berichten, melden doch nichts von einer auch nur in der Frage enthaltenen Eidaufforderung. — Wir dürfen also feststellen, daß Jesus aller Wahrscheinlichkeit nach den Eid in jeder Form gemieden und sogar bekämpft hat. Ein Einfluß der ebenfalls den Eid verwerfenden Essener auf ihn braucht deshalb noch nicht angenommen zu werden.*)

2. Der Eid im übrigen Neuen Testament.

Nur eine Schrift des Neuen Testamentes, die eine Art Bußpredigt**) mit vielen deutlichen Beziehungen auf Worte Jesu enthält, ist der Forderung Jesu treu geblieben: der Jakobusbrief, obwohl er sonst am wenigsten christliches Gepräge hat. Fast wörtlich an Matth. 5, 34 ff. schließt er sich in Kap. 5, 12 an; charakteristisch ist aber, daß er die scharfe Begründung Jesu: „Was darüber ist, ist vom Bösen", nicht aufgenommen, sondern sie zu einem Hinweis auf die Gefahr unnützer Beteuerungen abschwächt: „damit ihr nicht dem Gerichte verfallet". In Übereinstimmung mit Jesus verbietet er jeden Eid ohne Ausnahme und fordert strenge, schlichte Wahrhaftigkeit, ohne viele Worte. Aus dem nachdrücklich vorangestellten „Vor allem aber, meine Brüder", gewinnt sein Rat nicht nur an Kraft, sondern erscheint das Schwören auch als die größte aller Gefahren, wenn auch nicht als die schwerste aller Sünden, wie Jacoby (S. 174) vermutet, der daher auch V. 12 für an falscher Stelle stehend ansieht; das ist aber nicht nötig; die Freiheit von Eidzwang und damit von jeder Eidgefahr paßt auch vorzüglich zu dem in Kap. 2, 8—12 betonten königlichen Gesetz der Freiheit. — Zum Eide gehört die Anrufung Gottes oder das zum Pfandsetzen hoher Güter, das geht auch aus den Briefen des Paulus hervor, auch ein Grund, weshalb Jesu Antwort, Matth. 26, 64, nicht als Eid gelten kann. Paulus ruft ganz unbedenklich wiederholt Gott zum Zeugen an, oder setzt hohe Güter zum Pfande (z. B. Röm. 1, 9; 9, 1. 1. Kor. 15, 31. 2. Kor. 1, 18. 23; 11, 31. Gal. 1, 20. Phil. 1, 8), so Gott, Christus, sein eigenes Gewissen, den Ruhm, den er an seinen Lesern hat.***)

Wie Paulus, so hat auch das Urchristentum im allgemeinen — das ist sehr auffällig — nichts Unstatthaftes im Schwören gesehen. Abgesehen von dem Bericht über Petri Verleugnung, in der er doch zugleich mit der persönlichen Treue gegen den Meister die Treue gegen dessen Verbot des Schwörens bricht, Mark. 14, 71, Matth. 26, 72. 74 — Lukas erzählt allerdings nichts von einem Schwören oder Sich-Verwünschen des Petrus, vielleicht um dessen auch in der Apostelgeschichte günstig gezeichnete Gestalt nicht mit einem so schweren Makel zu belasten — hören wir zwar nichts von einem Schwören der Jünger. Lukas läßt nur den Eid Gottes, den dieser nach Bericht des Alten Testamentes geschworen, in Reden anderer erwähnt werden†) und erzählt (Ap.-Gesch. 23, 21) vom Nachstellungs-Gelübde jüdischer Gegner des Paulus. Matthäus und Markus schildern Eid und Eidbruch des Herodes. — Ausdrücklich betont und sogar gerechtfertigt wird der Eid, zumal der Eid Gottes bei sich selbst, im Hebräerbrief — allerdings auf eine recht geschraubte Manier, durch die das Wesen des Eides eigentlich illusorisch wird, Hebr. 6, 13: Gott schwört bei sich selbst, da er nichts größeres als sich selbst zum Pfande setzen kann. Der Verfasser erkennt die Institution des Eides als notwendig und zweckmäßig an: „Die Menschen schwören bei dem Höheren, und der Eid dient zur Bekräftigung über alle Widerrede hinaus" (6, 15). Der schlimmste Abfall aber von Worten Jesu, der Wahrhaftigkeit und dadurch gegenseitige Glaubwürdigkeit auf einfaches Wort hin schon unter Menschen fordert, ist der Gedanke, Gott schwöre den Menschen zuliebe, damit diese im Eide Gottes eine Bürgschaft für das Eintreten des Verheißenen haben; also selbst von seiten Gottes genügt eine schlichte Zusage den Juden und dem Verfasser nicht; sie könnten sonst mit der Möglichkeit der Untreue selbst in Gott rechnen müssen! Sie denken also vom jüdischen Gott niedriger als Jesus von den Menschen! Wenn der Verfasser sich zu solchen rabbinisch-sophistischen Äußerungen versteigen konnte, wie unbekannt oder vergessen mußten dann die Worte Jesu, Matth. 5, 33 ff., sein, ein Zeichen, wie wenig sie schon im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter verwirklicht worden sind!

Aus dem Dargelegten ergiebt sich der Widerspruch zwischen Jesus und dem Jakobusbriefe auf der einen und dem übrigen Neuen Testamente und der urchristlichen Praxis auf der anderen Seite. Zwar wird nirgends deutlich berichtet, daß geschworen ist innerhalb der christlichen Gemeinde oder von ihren Gliedern; aber aus 1. Kor. 6, dem Verbote des Prozessierens vor heidnischen Gerichten, kann man vielleicht schließen, daß auch das dort übliche Schwören von seiten der Christianer geübt worden ist; anderseits scheint die Gemeinde selber weder bei Ausübung der Kirchenzucht — dafür scheint nach Matth. 18, 15 ff. zweifache Zeugenaussagen noch genügt zu haben — noch bei Anstellung von Gemeindebeamten (Pastoralbriefe) einen Eid oder ein Gelübde gefordert zu haben, in diesem Punkte dem Gebote Jesu treuer als heute die deutschen Landeskirchen; erscheint doch im Neuen Testament jedes Gemeindeamt mehr als gottverliehenes Geschenk und Gabe denn als Aufgabe. Seit das Christentum Staatsreligion wurde, ist Jesu Verbot des Schwörens so gut wie ganz vergessen worden; das Christentum hat „mit der politischen Zweckmäßigkeit zu paktieren gewußt und den Eid unter gewissen Bedingungen zugelassen" (Hirzel, a. a. O. S. 116); ja es ist gerade in jenen jüdischen, von Jesus bekämpften Fehler, beim Eide etwas anderes an Gottes Stelle anzurufen, zurückgesunken. Hirzel sieht „eine Vermittlung der beiden Extreme, des höchsten Schwurs bei Gott und der Enthaltung von jedem Eide darin, daß man häufiger bei den Heiligen als bei Gott schwor." Erst sehr spät ist das Gebot Jesu erneuert und verwirklicht worden — durch Quäker und Mennoniten; ihre wörtliche Befolgung desselben, die zugleich der Beweis für die Möglichkeit ist, ist auch das wahrhaft Menschenwürdige und Vernunftgemäße, das einzige Heilmittel gegenüber der wachsenden Eidesnot der Gegenwart.

3. Statistisches zur deutschen Eidesnot.

In den 8 Jahren 1882 bis 1889 sind durchschnittlich im Jahr 1506,75 Verurteilungen wegen Eides-Vergehen erfolgt, vgl. Statistik I (nach Sohnrey, der Meineid im deutschen Volksbewußtsein, Leipzig 1894, S. 33).

Statistik I.

Jahr	Abgeurteilt	Verurteilt
1882	2 489	1 607
1883	2 318	1 404
1884	2 581	1 556
1885	2 579	1 595
1886	2 313	1 398
1887	2 438	1 515
1888	2 442	1 468
1889	2 482	1 511
Summa:	19 642	12 054

*) Gegen A. Rau, Die Ethik Jesu. Ihr Ursprung und ihre Bedeutung vom Standpunkt des Menschentums. Gießen, 1902. — Rau ist ein begeisterter Verfechter Feuerbachscher Ideen.

**) Jülicher, Einleitung ins Neue Testament. 1894. S. 139.

***) Vgl. Schmiedel im Handkommentar zu 1. Kor. 15, 31 (ὑμετέραν).

†) Evang. Luk. 1, 73 vom Nichtchristen Zacharias, Vater des Täufers, und Ap.-Gesch. 7, 16 vom Christen Stephanus.

Im selben Zeitraum sind abgeurteilt deswegen im Jahr durchschnittlich 2455,25 Personen, also 948,50 pro Jahr mehr als Verurteilte. Das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, die Sonn- und Festtage also nicht abgezogen, ergibt sich schon pro Tag als Durchschnitt $6^7/_{10}$ Abgeurteilte und $4^1/_8$ Verurteilte.

Statistik II.

Verletzungen der Eidespflicht. a. = absolut. b. = berechnet auf hunderttausend (100 000) strafmündige Personen der Zivilbevölkerung.

		1885	1886	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1901 Darunt. Jugendl.
Gesamtsumme	a.	1595	1398	1515	1468	1511	1531	1616	1552	1671	1548	1747	1523	1450	1478	1316	1198	1377	
	b.	4,9	4,3	4,6	4,4	4,4	4,4	4,6	4,4	4,7	4,3	4,8	4,1	3,9	3,9	3,4	3,1	—	
A. Meineid.	a.	940	827	867	797	754	759	798	771	847	773	886	783	782	783	680	615	725	55
	b.	2,9	2,5	2,6	2,4	2,2	2,2	2,3	2,2	2,4	2,2	2,5	2,1	2,1	2,1	1,8	1,6	—	
B. Fahrlässiger Falscheid.	a.	404	358	396	415	443	447	526	483	486	488	552	385	393	366	365	338	344	5
	b.	1,2	1,1	1,2	1,2	1,3	1,3	1,5	1,4	1,4	1,2	1,4	1,0	1,1	0,96	0,94	0,86	—	
C. Versuchte Verleitung zum Meineide usw., Verleitung zum falschen Eide usw.	a.	222	186	230	221	292	297	358	263	309	295	304	320	243	302	239	225	268	2
	b.	0,69	0,57	0,70	0,66	0,86	0,86	0,74	0,74	0,87	0,82	0,82	0,87	0,65	0,79	0,62	0,56	—	
D. Andere Verletzungen der Eidespflicht.	a.	29	27	22	35	22	28	34	35	29	32	35	35	32	27	32	23	40	—
	b.	0,09	0,08	0,07	0,10	0,06	0,06	0,10	0,10	0,08	0,09	0,10	0,10	0,09	0,07	0,08	0,06	—	

Aus der beigefügten Statistik II (nach der Statistik des deutschen Reiches 1902, Band 139, und nach den Vierteljahrsheften zur Statistik des deutschen Reiches, 11. Jahrgang 1902, 4. Heft, und 12. Jahrgang 1903, 2. Heft, vom Kaiserl. Statist. Amt zu Berlin) ergibt sich als Gesamtsumme der Bestrafungen in den 17 Jahren 1885 bis 1901 einschließlich 25 494, im Jahresdurchschnitt 1499,647 . . .; dagegen zeigen sowohl die Zahlen der Bestraften selbst wie die (außer bei 1901) stets beigefügten Berechnungen auf je 100 000 strafmündige Personen der Zivilbevölkerung eine kleine Abnahme in den letzten 6 Jahren von 1896—1901; der Satz von 4,1 auf 100 000 ist nur einmal 1896 erreicht, sonst bleibt er stets unter 4, wie auch nur 1896 die Gesamtsumme 1500 übersteigt, sonst aber stets unter 1500, ja in den drei letzten der angeführten Jahre unter 1400 geblieben ist. Für die ersten elf Jahre (bis 1895) ergibt sich als Gesamtsumme 17 152, pro Jahr im Durchschnitt 1559,27 . . .; als Gesamtsumme für die 6 übrigen Jahre (1896—1901) 8342, im Jahresdurchschnitt 1390,33 . . ., also im Durchschnitt der letzten sechs Jahre vermindert um 168,94 . . . . Oder es ergibt sich als Gesamtsumme für die ersten 12 Jahre (bis 1896) 18 675, im Durchschnitt 1556,25 und für die letzten 5 Jahre (1897—1901) 6819, bezw. 1363,5; also eine Durchschnittsverminderung von je 192,75. Die letzten 6, noch mehr die letzten 5 Jahre zeigen also eine nicht unbedeutende Besserung, ein Sinken der Eidvergehen im Durchschnitt um 168, bezw. 193. Aber man darf diesen Umstand nicht zu hoch veranschlagen, wenn man bedenkt, daß in den Jahren 1883, dann 1886 bis 88 auch ein relatives Sinken eintrat, das aber später wieder überschritten wurde, sodann, daß die Zahl für 1901 die von 1899 um 61, die von 1900 gar um 179 überstiegen hat; vielleicht hat das Drängen auf Eidreform in den letzten Jahren zudem auch schon insofern Grund an dem Sinken in den letzten 5—6 Jahren, als vielleicht weniger Eide verlangt und geschworen, und weniger Personen zum Schwur zugelassen sind. Leider kann man aus der Berechnung auf je 100 000 Strafmündige der Zivilbevölkerung nicht viel schließen; es müßten die Zahlen aller derer auch angegeben werden, die irgendwie als Kläger, Angeklagte, Mitschuldige, Zeugen vor Gericht gewesen und vernommen worden sind; aber bedauerlicherweise fehlt völlig eine Zusammenstellung der Zahlen aller geleisteten assertorischen Eide — sie würde gewiß grauenhaft groß sein! —; endlich aber ist zu erwägen, daß viele der Abgeurteilten nicht verurteilt werden konnten aus Mangel an sicheren Beweisen trotz dringenden Verdachtes; wie oft wird der Richter die Befürchtung, ja den Eindruck haben, daß jemand falsch schwört, ohne ihm aber etwas nachweisen oder überhaupt auch nur ein Verfahren gegen ihn einleiten zu können! — Zur Vervollständigung der Übersicht folgen endlich noch Angaben für 1901 und 1902 der wegen Eidesvergehen unter den wegen bürgerlicher Vergehen Bestraften aus dem deutschen Heere und der Kaiserlichen Marine.

Statistik III.

1902 14 1901 18	Preußen	1902	4 weniger.
1902 4 1901 1	Bayern	1902	3 mehr.
1902 5 1901 —	Sachsen	1902	5 mehr.
1902 2 1901 1	Württemberg	1902	1 mehr.
1902 2 1901 1	Kaiserliche Marine	1902	1 mehr.
Gesamtsumme ohne Marine	1902 25 1901 20	1902	5 mehr.
Gesamtsumme mit Marine	1902 27 1901 21	1902	6 mehr.
Gesamtsumme aller aus Militär und Marine wegen bürgerlicher Vergehen Bestraften	1902 3090 1901 3020	1902	70 mehr.

Berechnung, relativ: 1902: 3090 : 27 = 114,4444 . . .
„ absolut: 1901: 3020 : 21 = 143,8095.

Nach Statistik III ist 1902 je einer von etwa $114^1/_2$, 1901 je einer von 144 bestraft worden, sodaß hier sowohl absolut wie relativ die Zahl der bestraften Eidesvergehen gestiegen ist. Nicht mitgerechnet sind alle wegen Fahnenflucht und dergl. bestraften Mannschaften, obwohl doch diese Fälle wie alle Verstöße gegen den Fahneneid auch als Eidesvergehen gelten müssen. Nimmt man nur die Zahl von 1901: 1377 Zivil- und 21 Militärbestrafte = 1398, so kommen als Durchschnitt auf jeden Tag im Jahr 3,83 . . ., das Jahr zu 365, unter Abzug der Sonn- und Festtage auf 300 Tage gerechnet, aber fast $4^2/_3$ Verurteilungen! Schon daraus ergibt sich die Tatsache, daß der Eid nicht mehr leistet, was er leisten sollte. Sie ergibt sich aber auch noch aus anderen Erwägungen.

Gustav Frenssen als Theologe.

I. Religion und Wissenschaft, Gotteserkenntnis, Gott.

Die Christen nehmen das Reich Gottes durch die Zuversicht auf, daß Gott die Liebe ist, oder umgekehrt: aus der Gemeinschaft der lichten Gemüter besteht das Reich Gottes. „Das war die Lehre Christi (Pred. III, 107): Gott im Himmel ist unser lieber Vater und den müßt ihr bitten, daß er alles Böse, was ihr getan habt, vergebe und vergesse, dann wird er das tun, und wenn ihr nun also eine reine, sonntägliche Seele bekommen habt, dann wird der liebe Gott in jeder einzelnen Seele und immer weiter dringend zuletzt in allen Seelen eine Königsherrschaft der guten Menschen einrichten, in welcher man nach seinem Willen empfinden, denken und leben wird, freundlich, fleißig, rein und immer froher Hoffnung, so lehrte der Heiland und mehr lehrte er nicht.“ Auf solcher Grundstimmung erhebt sich nun Frenssens Dogmatik. Sie ist licht, stark und klar und die dogmatischen Begriffe, Untersuchungen und Spitzfindigkeiten, auch die wissenschaftliche und zeitgeschichtliche Ergründung der Echtheit oder Bedeutung einzelner Bibelstellen, auch die religions-philosophische Prüfung der Grundlage der Metaphysik sind ihm viel weniger wert als ein Christentum, in dem der Mensch selbst die Nähe Gottes fühlt. Er sagt, wir haben nicht die Wahrheit, aber wir seien auf dem Wege dazu, ja Jesus selber habe nicht alles gewußt. (Jörn Uhl 394.)

Höchst charakteristisch sind einige seiner Aussprüche über die Wissenschaft. (Jörn Uhl, S. 66.) Man irrt, wenn man glaubt, daß die Wissenschaft der Weg ist, auf dem es immer heller wird. Das Gegenteil ist der Fall, sie ist eher so eine Art Tunnel, so eine Art Fuchsbau. „Man geht hinein, wie der Dackel, und man weiß nicht, wo oder ob man wieder herauskommt.“ Und er spricht offenbar seine eigene Überzeugung aus, mit dem Gedanken (Jörn Uhl, S. 133): Wo lernten wir am meisten? In der Schule? In den Hörsälen? Von den Professoren? Wir lernten das meiste, als wir auf freies Feld gingen und „aufzufliegen versuchten, so gut es ging“. — Und wenn er den Buchhändlergehülfen sagen läßt (Jörn Uhl, S. 142): „Wenn ich Ihnen einen Rat geben soll: Sie wollen klug und reich werden? Dann gehen Sie dahin, wo keine Bücher sind — Bücher? Wissen Sie: Wenn ich meinen Vater nicht hätte und Mutter weinte sich nicht die Augen aus, so ginge ich nach Amerika, wahrhaftig, das täte ich, und wehe dem, der mir ein Buch unter die Nase hielte!“, — so ist das zwar Scherz, aber es liegt doch ein gut Teil seiner eigenen Meinung darin, und höchst charakteristisch über seine Stellung zur Theologie wie zum Monismus ist die Stelle in der er (Jörn Uhl, S. 505) den Jüngern Darwins und Luthers vorwirft, daß sie zu viel wissen wollen. „Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die andern, als Gott in den Knien lag und lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtwissers, welcher das Wort gesagt hat: Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen. Wir staunen und verehren demütig neugierig.“ Und in den „Drei Getreuen“, S. 175, vergleicht er die Wissenschaft mit einem Krokodil, welches einen mit mächtigem Maule angähne und wenn es zuschnappt sitze man zeitlebens im Dunkeln, habe den Blick für das Schöne, Weite, Freie verloren. Und den alten Pastor Frisius (Drei Getr., S. 133) erinnert die Forscherarbeit der Wissenschaft an das Bohren des Holzwurmes, der sich Wege bahnt durch den Fußschemel Gottes, aber nie bis zu ihm selbst gelangt. Denn wir gehen wie durch einen Nebel.

Aber so sehr es Frenssen anerkannt, daß die Philosophie und Naturwissenschaft über die höchsten Dinge nichts zu ergründen vermag, so wenig denkt er andererseits doch daran, irgendwie in einem Zwange zu stehen und aus dogmatischen Rücksichten Philosophie und Wissenschaft gering anzuschlagen. Er schildert sein Innenleben, wenn er in einer Predigt, III. 27, sagt, daß er Christum Jahre lang genau beobachtet habe und geprüft, ob auch ein Unterschied wäre zwischen seinem Leben und seiner Sprache, wie bei so vielen Menschen, ja er habe ihn mit Mißtrauen betrachtet „und mit den Furchen auf der Stirn des Denkenden“. „Aber da, als ich ihn also lange ansah, habe ich ihm immer mehr recht gegeben in allem, was er tut und sagt, und habe ihn immer mehr lieb gewonnen. Von Müssen ist in meinem ganzen Glauben garnicht die Rede. Besonders auch davon nicht, daß ich meine Vernunft gefangen nehmen müßte unter dem Gehorsam Jesu Christi. Meine Vernunft ist frei geblieben, wie ein Vogel in der Luft; sie steigt mit dem neuesten Naturforscher in die Tiefen der Vorzeit und hinauf zu den goldenen Sternen. Mein Glaube an Gott den Vater, den ich durch den Herrn Jesus Christ gewonnen habe, streitet nicht gegen meine Vernunft. Mein Glaube ist ganz freiwillig, stolz und fröhlich, wenn auch zuweilen etwas ängstlich und stolpernd. So wie ein kleines Kind in die ausgebreiteten Arme seiner lieben Mutter läuft, freiwillig, gern, lustig, wenn auch zuweilen etwas ängstlich und stolpernd.“ Und so tritt denn da, wo die Wissenschaft nicht ausreicht, für ihn das religiöse, praktische Bedürfnis des Herzens ein, und sein Gott ist der dem Menschenherzen nahestehende Gott, unfaßbar und doch der Seele fühlbar, unserer Begriffswelt fern und doch eng mit dem Menschen verbunden. Der Wert der Seele wird geringer, die den Glauben an Gott verloren hat, wie jemand, der aus der Heimat fort und ihr fern sein muß, so ist der, der seinen Gott verloren hat, er hat auch seine Heimat verloren. (Drei Getr., S. 190.) Er sieht Gott mit aller Lebhaftigkeit seiner Dichterphantasie, nicht bloß am Altar einer Kirche stehen, er sieht ihn auch „mit nackten, bloßen Füßen durchs Watt schreitend“ wie er das ewige Werden und Wachsen des Landes und das Sinken und Vergehen desselben mit sicherer Hand leitet und regiert.

Er ist's, der die Welt geschaffen, wenn auch, wie wir noch sehen werden, Frenssen sich sehr wohl mit der Darwinschen Entwickelungslehre auf friedlichen Fuß zu stellen weiß. Entschieden Front macht er gegen jeden Materialismus. (Pred. I., 30.)

Gott ist ein lichter Gott, der das Gute verwirklichen will. Weg mit dem finsteren Gott der alten Zeit! Sein Wille ist klar und rein, darum nehme der Mensch Willen von seinem Willen, und lasse den eignen Willen mit Gottes Willen verschmelzen. Dieser Gott hat aber vor allem ein Herz. Es ist eine der innigsten und schönsten Predigten, die er überhaupt veröffentlicht hat, ob „Gott ein Herz habe“. Wenn Gott eine bloße Naturmacht wäre, ein bloßer Gedanke und fühlloser Riese, dann wäre es am besten, ihm garnicht zu nahen, dann möchte ich garnicht wieder lachen und fröhlich sein. Aber Gott hat ein Herz, wenn er das nicht hätte, wie hätte er denn dann fühlende und warm empfindende Herzen schaffen können? Gott hat ein Herz, und daraus folgt schon, daß wir uns an dieses Gottesherz wenden können im Gebete. Er glaubt, daß der liebe Gott ein Mann ist, „mit dem sich reden läßt“, der unsere Gebete erhört. Freilich, nicht wunderbares Eingreifen erwartet er von seinem Gott. Aber die Einwirkung von Gottes Herzen auf unser Herz.

II. Unsterblichkeitsglaube. Sünde. Geisterwelt.

Und seine Hoffnung ist nun in seinen Predigten an vielen Stellen deutlich ausgesprochen, daß nach dem Tode die Seele mit Gott vereint sein werde. I. 106.

In der Zukunft liegt die Ankunft im Vaterhaus, das sehr schön, „friedlich rein und fröhlich ist“. Nach manchem harten Stand und manchem harten Gang in der Welt werden wir dort gut wohnen. (I. 50.) Daß wir Gott jetzt nicht sehen ist begreiflich, er ist uns zu fern und zu fein. Wir sehen auch die Liebe nicht, obgleich sie uns täglich umgibt, wir sehen auch die fernen Sterne nicht. Wir werden

ihn einst sehen, wenn wir es weiter gebracht haben, wenn wir dieses Körpers ledig geworden sind. I. 108. Unsere Seele schreit nach Licht und Liebe schon jetzt, wie wird sie es dann noch viel mehr tun, wenn sie nur Seele ist. Es erweckt Trübsinn, es regt sich Verzweiflung, Wahnsinn reckt seine harte Hand nach uns aus, wenn wir nicht mehr glauben dürfen, daß es ein Himmelreich, ein Reich Gottes für Menschenseelen gibt, welche nicht sterben können. Freilich, aus der Natur können wir solche Hoffnung nicht nehmen. (I. S. 181.) Das Paulinische Gleichnis vom Weizenkorn trifft nicht zu. Die Natur läßt einzelne Wesen untergehen, auch uns, aber wir sind nicht bloß Natur. Etwas von uns ist hier fremd, voll Unruh und Heimweh, „das muß wohl weit wandern, weit weg in ein anderes Land". Er ist überzeugt, daß die Verstorbenen herniederschauen und hier an des Menschen Geschicken mit Empfindung teilnehmen. Er begründet diesen Auferstehungsglauben in einer älteren Predigt im I. Bande ganz paulinisch, auf die Verheißung, die uns durch Christi Auferstehungsleben geworden, und mit starker, fester Emphase auf die Bibel; in einer späteren Predigt, III. 167, begründet er das Sehnen der Natur nach Ewigkeitsleben durch den echt darwinistischen Gedanken des Weiterentwickelungstriebes. Die Seele erscheint bei ihm manchmal beinahe wie etwas Materielles, ein im Leibe waltendes überaus zartes Ding. Gott sandte eine ewige Seele in die Welt, eine Kraft von seiner Gottesseele, eine Seele mit hellen Augen und mit Freude am Guten. III. 82.

Es steht ihm fest, daß nach dem Leben irgend eine Vergeltung kommt, nur drängt er diesen Gedanken nirgend in den Vordergrund, um damit zu schrecken. Es sind wenige Stellen, wie die II. 151: Gott wird die Leute mit dem schlafenden Gewissen am Arm fassen, sei es hier, sei es dort, und schrecklich ist dann das Erwachen. Ja, er scheint mit Entschiedenheit zu der unerschütterlichen Überzeugung zu neigen, daß schon hier auf Erden eine Vergeltung, und sei es an den kommenden Geschlechtern, stattfindet.

Und wenn sich die drei großen Romane etwas vorsichtig über das Unsterblichkeitsleben selber ausdrücken, und „Jörn Uhl" (394) nur ahnt und überzeugt ist, daß überhaupt hinter dem Leben ein Geheimnis ist, und in den „drei Getreuen" der fromme Pastor Frisius in seiner Todesstunde (S. 373) die Frage über das Wie der Ewigkeit offen läßt, und nur mit den Worten Abschied nimmt: „ich bin so neugierig", so ist doch der Vergeltungsglaube überall ausgesprochen. Von dem gewissenlosen Strondiger wird der liebe Gott Pacht fordern für alles Gute, was ihm anvertraut war, und Gott ist ein guter Rechenmeister, und besonders zieht sich durch den Roman „Die Sandgräfin" der Gedanke ernst und gewaltig, daß die Schuld den Menschen stürzt. Denn, was der alte Thorbeeken an der Baronsfamilie gesündigt, seine Unehrlichkeit und Hartherzigkeit, bringt ihm keinen Segen, es rächt sich furchtbar an ihm, und Worte, wie diese, sind an unzähligen Stellen eingeflochten: Daß Gott die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. (37) Man erntet, was man gesäet (212) und das Wetter kommt über jeden, wie er es verdient, Unrecht aber verjährt nicht, denn Gott vergißt weder ein tüchtiges Leben, noch die schlechte Tat.

Die Sünde, dieser Leuteschinder, die den Menschen zum Sklaven macht, ist weiter nichts, als der bequeme natürliche Weg, sie ist das Gegebene; wenn der Mensch jeden Augenblick seiner Natur folgt, so sündigt er von selbst. Sündigen ist uns so natürlich, wie den Vögeln das Fliegen; was in der Natur die Schwerkraft ist, ist in der geistigen Natur die Sünde. Da unserer Seele aber einmal der Gottesgeist mit anderer Sehnsucht und anderem Streben gegeben ist, so muß notwendig in den besten Stunden das Bewußtsein dieses Zwiespaltes erwachen, so entstehen die Gewissensbisse. So ist denn unserem Dichter die Geschichte vom „Verlorenen Sohn" eine Lieblingsgeschichte, die in seinen Romanen und in seinen Predigten an sehr vielen Stellen angezogen wird, und die Schilderung in der „Sandgräfin", wie Thorbeeken von Gewissensangst gefoltert wird, wie der Ort, an dem er vorüberkommt, ihm die Erinnerungen an seine Taten immer wieder wachruft, wie die Gestalten der Toten im Geist an ihm vorübergehen, wie er durch ein desto keckeres Wesen und Auftreten den Schein des ehrlichen Mannes erwecken will, und da, wo die Gewissensangst ihn einmal klein gemacht hat, zur Flasche greift, gehören zu den vollendetsten seelischen Gemälden, die in dieser Weise geschrieben sind. Daß Frenssen bei seiner, wie wir vorher sahen, so lichten Weltanschauung an eine Versöhnung und Erlösung und Befreiung aus der Schuld glaubt, ist selbstverständlich. Wir haben davon an späterer Stelle noch zu handeln.

Über eine niedere Geisterwelt zwischen Gott und den Menschen sei folgendes bemerkt: Teuflische Mächte kennt er nicht, weder in den Predigten, noch in den Romanen, andererseits ist es bei seiner dichterischen Sprache fast selbstverständlich, daß er Engel ab und zu, besonders in Verbindung mit den Seligen, Verklärten, erwähnt. Aber es ist wohl in den meisten Fällen mehr poetische Ausschmückung als Überzeugung. Dagegen können wir uns der Beobachtung nicht entziehen, daß hier und da ein kleiner Schimmer von Aberglauben durchleuchtet. In der „Sandgräfin" wird ernsthaft von der Bedeutung der Zahl dreizehn gesprochen und in der „Sandgräfin" geht auch die üble Vorbedeutung in Erfüllung; ähnlich erfüllt sich die Befürchtung, die sich an das Kettenklirren der Pferde im Stall knüpft, sowie ein Traum im „Jörn Uhl". Das Aufblühen einer Rose auf dem Grabe einer verstorbenen Braut wird in den „Drei Getreuen" zeitlich und innerlich mit der Wiederverlobung des Bräutigams in Verbindung gebracht. Ahnungen spielen eine Rolle und Prophezeihungen einer längst verstorbenen Ahnin des Geschlechts. Und hier hat, wie er sagt, „Gott seine Hand im Spiel". Das alles ist nicht ganz ausschließlich als eine Schilderung des Glaubens des holsteinischen Volkes zu betrachten, sondern im tiefsten Talwinkel seines eigenen Herzens scheint das Kräutlein Aberglauben auch noch einen bescheidenen Platz zu haben. Dr. B. Weiß.

Und er trug sein Kreuz.

(Ev. Joh. 19, 17.)

Aus den vier alten Evangelienbüchern
Las die Geschichte ich von deinem Leiden,
Von deinem martervollen, bittren Tod,
Wie in Gethsemane du heiß gerungen,
Und wie die Dornenkrone du getragen,
Und wie sie dich geführt nach Golgatha —
Und wie du sanft und still und groß gewesen
Und alle jene Qualen hast erduldet,
Die Menschen segnend, die sie dir bereitet.

Wie stark dies alles stets mein Herz ergriffen,
Es ist ein Wort, das mehr als alles andre
Mir in die tiefste Seele drang hinein, —
Dies große, schlichte: und er trug sein Kreuz.

Wohl hattest du den Vater heiß gebeten,
Daß er den Kelch vorübergehen ließe.
„Doch", sprachst du, „nicht wie ich will, wie du willst."
Die Antwort war das Kreuz, und ohne Klagen
Hast du's genommen, und du trugst dein Kreuz.
Du trugst es einzig nur in dem Gedanken:
Weil es der Vater gab, so will ich's tragen,
Bis, der es gab, mich einst davon erlöst.

Du trugst dein Kreuz — o laß mich auf dich blicken,
Geh mir voran. Auch mir ward ja ein Kreuz.

Es legt sich schwer, erdrückend auf mich nieder;
Doch gibt es keinen Weg daran vorbei,
Wie heiß ich meinen Gott gebeten habe —
Es war ein trostloses Gethsemane —
Kein Engel kam, um Labung mir zu spenden —
Es gibt nur einen Weg; den muß ich geh'n —
Den will ich gehen — und ich trag' mein Kreuz.

Margarete Schneider.

Vom Büchertisch.

E. G. Christaller, Ein kleiner Kulturkampf (59 S. 1,— M.) und **Helene Christaller,** Frauen (119 S. 1,50, geb. 2,20, M.) beide im Suevia-Verlag, Jugenheim an der Bergstraße, das erste von 1903, das zweite 1904 datiert.

Unmittelbar vor Torschluß 1903 läßt auch unser Landsmann Christaller wieder etwas von sich hören, indem er unter dem nicht gerade anspruchslosen Titel „Ein kleiner Kulturkampf" die Welt mit einer Broschüre beglückt, deren Inhalt ein Bericht ist über das Geschick, das seine „Prostitution des Geistes" und er selbst, der Verfasser, infolge davon gehabt hat. Dies geschieht, indem die ganze Reihe von Akten, die sein Buch zu Tage gefördert hat, die Korrespondenz mit der Behörde, d. h. Dekanat und Konsistorium, wie mit der kirchlichen Presse, voran das „Evangelische Kirchenblatt" (Dekan Römer in Nagold) und „K. Allg." — auch unsere Besprechung im „Protestantenblatt" ist nicht vergessen und braucht uns nicht zu gereuen, eben indem sie die freundlichste von allen war —*) an uns vorüber marschiert, bis Nr. 17 endlich die „Entscheidung" bringt: Pensionierung auf Grund der zunehmenden „Schwerhörigkeit" — alle andern „Vorwände" sind fallen gelassen — mit jährlich 1557 M. Diese 1557 M. verzehrt nun der Verfasser in aller Gemütsruhe in der Heimat seiner tapferen Gattin, in dem idyllischen Jugenheim an der Bergstraße bei Darmstadt, wo er einen „Suevia-Verlag" für seine eigenen Schriften, wie für die seiner Lebensgenossin gegründet hat, welche man als Mitglied eines Vereins von Freunden Christallerscher Werke zu 75% des späteren Preises, wenn man aber jährlich 5 M. unbesehen beisteuert, sogar um 66⅔%, also zum Preise für Buchhändler, erhalten kann. Wünschen wir unserm satyrischen Kollegen, der nach dem Vorwort seines Büchleins mit dieser Lösung ganz zufrieden ist und ausdrücklich dem Kgl. Württembergischen Konsistorium daraufhin ein gutes Zeugnis für seine Milde ausstellt — wenn dieses auch zuweilen im Verkehr mit dem Pfarrer von Ottenhausen ein etwas grätiges Gesicht angenommen hat — recht viele Mitglieder seiner Freundesvereinigung! Wenn die satyrische Ader auch im Odenwald gleich lebendig bleibt wie im Schwarzwald und zugleich des Verfassers persönliche Lebenserfahrungen noch etwas mehr innerlich verarbeitet und der persönlichen Spitzen entkleidet zu allgemein typischen Figuren abgeklärt sein werden, endlich bei dem allem, worauf wir den Namen „Suevia-Verlag" deuten möchten, die Liebe zu seiner Heimat die Feder regiert, so darf ja wohl auch dem blinden Abonnenten garantiert werden, daß er reichlich auf seine Kosten kommt. Zumal da ja nicht bloß des Mannes E. G. Christallers Schriften, sondern auch die seiner liebenswürdigen Gemahlin Helene Christaller um ein billiges bezogen werden können. Und wie diese Novellen, von der Zahl 6, von denen wir eine („Eine Verlorene") schon in der „Christlichen Welt" gelesen haben, beweisen, so haben wir es hier mit einer Feder zu tun, die ebenso über die Gabe liebenswürdigen Humors verfügt — mehr als man das sonst bei der schöneren Menschheitshälfte zu finden pflegt — als sie von dem Ernst des sittlich-sozialen Problems, das die heutige Frauenfrage in sich faßt, durchtränkt ist. Dem Ernst, dem wir so gerne auch unsererseits im Ernst folgen. Zwar gehören wir nicht zu denen, die sich vormachen lassen, daß wirklich nur die absichtliche Zurücksetzung des Weibes schon als Mädchen in der Erziehung, wie sie bisher, nach biblischer Rechnung durch 6000 Jahre, nach Darwin durch vielleicht 600 000 Jahre stattgefunden hat, an der vorliegenden Inferiorität des Weibes die Schuld trage: zumal diese Inferiorität bei näherem Zusehen doch in vielem sich nur als eine andersartige Begabung darstellt, die Gabe, mehr Gefühl, als logische Erkenntnis und Wille zu sein. Aber eben für diese andersartige Begabung fordern wir gerne mit der Verfasserin möglichste Berücksichtigung, einig in der Verurteilung jeder Art von Brutalität von Mensch zu Mensch. Nun mag vielleicht manches als Brutalität des Mannes empfunden werden, was doch eher Brutalität des Lebens überhaupt ist und wovon der Frau bei wirklicher Erlangung „gleichen Rechtes" noch ein ganz anderer Anteil zufallen würde, als dies bis jetzt, da wo wirklich christliche Gesittung herrscht, der Fall ist. Doch es ist nicht unsere Absicht, mit der feinfühligen Verfasserin über Ziel und Recht der heutigen Frauenbewegung weiter zu rechten. Nur freuen möchten wir uns darüber, daß sie bei all' ihrer Entschiedenheit als Frauenrechtlerin in erster Linie doch die ächte Mutter und das liebende Weib geblieben ist und so um so mehr berechtigt, uns in die Seele des modernen Weibes einen tieferen Blick tun zu lassen. Er zwingt uns zur Sympathie, dieser Blick. Und so bringt er Gewinn für beide.

J. Gmelin.

*) Die literarische Behandlung seines Opus überhaupt, von weltlicher wie kirchlicher Presse, wobei das „Protestantenblatt" wieder eine ehrliche Rolle spielt, ist auf 40 Seiten in besonderem Heft zusammengestellt unter den fünf Titeln: 1. Orientierendes. 2. Kritiker (10). 3. Protestantische Stimme. 4. Katholische Stimme. 5. Abschlachtung. Sehr interessant!

Michael Servet. Ein Vortrag, gehalten am 28. Oktober 1903, zum 350jährigen Gedächtnis seiner Verbrennung, von Th. Schneider, Oberlehrer, Wiesbaden. Moritz u. Münzel, 1904.

Der Vortrag bietet die erste, auf den neuesten Forschungen beruhende, allgemein verständliche Darstellung von Servets Bedeutung, der, wie Harnack in seiner Dogmengeschichte schreibt, „ein christlicher Reformator im besten Sinne des Wortes" gewesen ist. Das Werkchen sucht die Persönlichkeit Calvin's nicht zu verkleinern, charakterisiert aber zugleich mit Freimut und Entschiedenheit jene schwere Verfehlung protestantischer Intoleranz. Der Ertrag der mit einem Bildnis des Genfer Sühnedenkmals geschmückten Broschüre (Preis 70 Pfg.) ist für das Werk des „Chrétien français" und somit zum Besten der evangelischen Bewegung in Frankreich bestimmt.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

21. Julius Köstlin: Martin Luther. V. neubearbeitete Auflage, nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Gustav Kawerau, Prof. u. Konf.-R. in Breslau. II. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1903. 10 M.
22. The Hibbert Journal vol. II. Nr. 1 u. 2. Oktober 1903. Januar 1904. London and Oxford. Williams and Norgate.
23. Ernst v. Dobschütz: Probleme des apostolischen Zeitalters. 5 Vorträge. Leipzig, J. C. Hinrich, 1904. 2,70 M.
24. Dr. Hippolyt Haas, Prof. a. d. Hochsch. in Kiel: Der Vulkan, die Natur und das Wesen der Feuerberge. 32 Abbildungen. Berlin, Alfred Schall 4 M.
25. Erwin Gros: Auf der Dorfkanzel. 3. Band. Deutscher Verlag, Berlin.
26. Adolf Harnack: Reden u. Aufsätze. 2 Bände. Gießen, J. Ricker (A. Töpelmann).
27. Dr. jur. F. Maurer: Versuch, ein freisinniges, christliches Glaubensbekenntnis aufzustellen, im Einklang mit der heil. Schrift. Berlin, Bruer u. Co., 1903.

Aus Zeitschriften.

1. Protestantische Monatshefte. Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung. Herausgegeben von D. Julius Websky 8 Jahrg. Heft I. Berlin 1904, C. A. Schwetschke und Sohn.
   Friedrich Lipsius: Probleme der Descendenztheorie. Paul Fiebig: Der Menschensohn und Wellhausen. Wilhelm Bahnsen: Zum Problem des Römerbriefes Mehrere Literatur-Besprechungen.
2. Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Organ des Allgem. ev. protestant. Missionsvereins. Herausgeg. von Prediger D. A. Kind in Berlin. XIX. Heft 1. 1904. Evangelischer Verlag in Heidelberg.
   Das heilige Edikt des Kaisers Kang Hi, übersetzt von Pfr. Wilhelm in Tsingtau. Japanische Studenten. Ansprache von Prof. Otto Schmiedel. Literatur 2c.
3. Schweizerische Theologische Zeitschrift, redig. v. D. Friedrich Meili, Pfarrer in Zürich u. Wiedikon, Privatdozent a. d. Univ. Zürich. XX., 4. 1903. Zürich II., Aug. Frick.
   J. Matthieu: Jahwe und die Natur. Dr. R. Müller: Eine Schweizer Jerusalem-Fahrt im Anfang des 16. Jahrhunderts.
4. „Dienet einander!" Eine homiletische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Rathmann, Superint. u. Oberpfarrer in Schönebeck a. E. Verwendung der alttestamentl. Perikopen in der Predigt. Von P. Glöckner. Leipzig, G. Strubig (M. Altmann). XII, 3 u. 4. 1903/04.
   Jesus als Seelsorger. V. P. Ritter. Predigt zur Weihe des Melanchthonhauses zu Bretten von Oberkons.-Rat D. Faber. Homiletische Meditationen v. P. Schneider.
5. Das Reich Christi, Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums. Dr. Joh. Lepsius. VI, 7/8. Berlin 1903, Reich Christi-Verlag.
6. Glauben und Wissen. Volkstüml. Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. II, 1 u. 2. Januar und Februar 1904. Herausgeber Dr. E. Dennert. Verlag: Max Kielmann-Stuttgart.
7. Der Türmer, v. J. E. Freiherr v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. VI, 4. Januar 1904.
   Zur Frage des modernen Strafvollzuges. Von Max Treu. Leben (Fortsetzung). Von Peter Rosegger. — — Aus dem Berliner Kunstleben. Von Walter Gensel. — — Krieg und Kultur. Von O. Umfrid. Kunstbeilagen. Notenbeilage.

(Wir können des Raumes wegen die freundl. uns zugesandten Zeitschriften meistens nur nennen und einzelnes vom Inhalt angeben; gelegentlich aber soll auch eine kurze Charakteristik der Blätter eingeflochten werden.)

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 9.

Bremen
Berlin.

27. Februar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Aus Hamburg. Die neueste Bekenntnisformel. — Aus dem Großherzogtum Hessen. II. Statistik. — Professor Eck. — Ecks Nachfolger. — Westpreußen. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Aus Hamburg.

Die neueste Bekenntnisformel!

Die Leser werden sich der Angriffe erinnern, die im vorigen Jahr der bekannte Pastor Glage gegen den Protestantenverein, speziell dessen Vorträge gerichtet hatte. Der Erfolg war ein starkes Anwachsen der Mitglieder des Protestantenvereins und ein höchst erfreuliches Leben innerhalb desselben. Aber die Absicht der Angriffe Glages richtete sich nicht sowohl gegen den Protestantenverein als vielmehr gegen die Vereinigung von liberalen und orthodoxen Pastoren der Landeskirche, die sich in der sogenannten Pastoralkonferenz zusammengeschlossen hatten. Jede Gemeinschaft zwischen Orthodoxen und Liberalen mußte ein Dorn in den Augen dieses orthodoxen Scharfmachers und seiner Gesinnungsgenossen sein. Diese zu zerstören war darum eine Aufgabe, „Des Schweißes der Edlen wert" — und sie ist geglückt!

Wie kam das? Als seinerzeit die Pastoralkonferenz gegründet wurde, ging der Gedanke derselben von einem Kreise von Geistlichen aus, die einen vermittelnden oder mildorthodoxen Standpunkt vertraten. Von hier aus wurden mit den Liberalen, die, fast ohne Ausnahme, Mitglieder des Protestantenvereins waren, Verhandlungen über einen eventuellen Beitritt angeknüpft. Ausdrücklich wurden keine Bedingungen gestellt; man wollte die liberalen Kollegen so aufnehmen, wie man sie kannte. Daß die Liberalen sich unter dieser Voraussetzung zur Mitarbeit gern bereit erklärten, war selbstverständlich. Da kamen die Vorträge des Protestantenvereins im vorigen Winter über die „Christlichen Glaubenslehren", die nichts anderes ankündigten und enthielten, als was im Protestantenverein schon immer ausgesprochen ist und, nach dem Besuch der Vorträge zu urteilen, geradezu einem Bedürfnis entsprach. Glage aber erhob seine Stimme und predigte in seinen bekannten Streitschriften „Quousque tandem" und „Christus ist nicht Ja und Nein" die Unmöglichkeit gemeinsamer Arbeit zwischen Orthodoxen und Liberalen. Hier beginnt nun die Tragikomödie: die wachsende Hilflosigkeit und Zerfahrenheit innerhalb der Orthodoxie; eine jammervolle Illustration des Satzes: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust." Es würde zu weit führen, die verschiedenen Phasen dieser Entwicklung zu schildern. Nur die letzten Ereignisse seien dargestellt.

Es ist in diesen Blättern seinerzeit schon erwähnt worden, daß nach den ersten Angriffen von Glage die Pastoralkonferenz eine Versammlung hielt, in der der orthodoxe Pastor von Ruckteschell einen Vortrag hielt über die Möglichkeit des Zusammenarbeitens von Orthodoxen und Liberalen in einer Landeskirche. Dieser Vortrag und die ihm zu Grunde liegenden Thesen waren von einem so freien Geiste getragen, daß die Liberalen ihnen in allen wesentlichen Punkten zustimmen konnten. Die Pastoralkonferenz schien gerettet, und unter den derselben angeschlossenen Orthodoxen ein Ruck nach links, ein Abrücken von den Glageschen Hetzereien offenkundig zu sein. Aber siehe da, man hatte zu früh gejubelt, und langsam wendete sich das Blatt. Die Wirkung war ein zweiter Vortrag von Ruckteschells und diesem lagen nun die folgenden Thesen zu Grunde:

I. Solange eine Konferenz von Pastoren verschiedener Richtung innerhalb unserer Landeskirche besteht unter Voraussetzungen, die dem evangelischen Gewissen nicht widersprechen, zwingt uns die Pflicht der Treue gegen unsere Landeskirche bezw. die Liebe zu unserem Volk, an dieser unserer freien brüderlichen Verbindung festzuhalten als an einem — vielleicht dem einzigen — uns noch zustehenden Mittel, dem Zerfall der Landeskirche und damit der Gefahr zu steuern, daß einem Teil unseres Volkes das Evangelium gar nicht oder nur in unzureichender Gestalt geboten würde.

II. Erweisen sich aber die Voraussetzungen, unter welchen allein die Verbindung von Pastoren verschiedener Richtung als eine brüderliche und dadurch segensreiche bestehen kann, als unerfüllbar, so gebietet es ebenso die Pflicht evangelischer Wahrhaftigkeit wie die Rücksicht auf die Gemeinden die Konferenz aufzulösen bezw. wesentlich umzugestalten.

III. Ob die zur Erfüllung der Voraussetzungen für ein segensreiches Fortbestehen unserer Konferenz notwendige brüderliche Gesinnung vorhanden ist, läßt sich hinreichend nur an den Opfern erkennen, welche die Mitglieder um der Sache willen der Gemeinschaft miteinander zu bringen bereit sind.*)

IV. Als solches Opfer, welches die Konferenz, wenn sie ihrem Zweck entsprechen soll, ihren Mitgliedern auferlegen muß, lassen die Verhältnisse unserer Landeskirche unabweislich den Verzicht erscheinen auf die Zugehörigkeit zu allen kirchlichen oder theologischen Vereinen, welche prinzipiell oder tatsächlich die Ziele der Konferenz durchkreuzen, indem sie das gegenseitige Vertrauen auf die Unvoreingenommenheit und Entschließungsfreiheit ihrer Mitglieder beeinträchtigen.*)

Diese Thesen forderten nichts Geringeres, als daß sämtliche liberalen Mitglieder der Pastoralkonferenz aus dem Protestantenverein austreten sollten! Und diese Forderung wurde, wenigstens von einer Anzahl der Orthodoxen, mit einer Naivität verteidigt, als ob es sich wirklich um einen ernsthaften Vorschlag dabei handelte. Dabei zeigte sich, daß die Vorstellungen, die man vom Wesen und Wirken des Protestantenvereins hatte, geradezu kindliche und abenteuerliche waren.

Einer der Redner sprach sicherlich die Überzeugung einer größeren Anzahl von Mitgliedern aus, als er mit einem geschmackvollen Ausdruck erklärte: der Protestantenverein erschiene ihnen, den Orthodoxen, immer als der „Bumann", der hinter der Bühne arbeite.

Schließlich zog allerdings von Ruckteschell seine Forderung des Austritts aus dem Protestantenverein zurück, aber

*) Von uns gesperrt. D. Red.

verlangte wenigstens noch, daß die Pastoralkonferenz ihr Bedauern über die Vorträge des Protestantenvereins ausspreche. Als dann auch dies, unter namentlicher Abstimmung, abgelehnt wurde, erklärte er, mit der Bemerkung, daß er „seinen Herrn Christum nicht verleugnen könne“, seinen Austritt aus der Konferenz, und ihm folgten zehn weitere Mitglieder derselben.

Und nun das Endergebnis?

Ende Januar erging ein Rundschreiben von elf Orthodoxen — darunter natürlich auch Glage und eine Anzahl bisheriger Mitglieder der Pastoralkonferenz — die zur Gründung einer „lutherischen Pastorenkonferenz“ aufforderten. Dem Rundschreiben lagen gleichzeitig die Statuten derselben bei, und diese sind so charakteristisch für den theologischen Höhenstand dieser „modernsten“ Orthodoxen, daß ihre Kenntnis der Nachwelt nicht entzogen werden darf. Es seien wenigstens die beiden wichtigsten Paragraphen abgedruckt:

§ 1. Die Lutherische Pastorenkonferenz in Hamburg ist ein Verein Hamburgischer Pastoren, die sich auf dem Grunde des kleinen lutherischen Katechismus*) zusammengeschlossen haben.

§ 3. Mitglied kann jeder Hamburgische Pastor und Hülfsprediger werden, welcher sich zum lutherischen Katechismus, insbesondere zum zweiten Artikel und seiner Erklärung*) bekennt.

Was würde Luther sagen, wenn er wüßte, daß die, die sich nach seinem Namen nennen, ihn zum unfehlbaren Papst machen wollen? Er würde sie wahrscheinlich für den leibhaftigen Antichrist selber erklären.

Begreiflich ist, daß von Ruckteschell und mehrere seiner Freunde selbst am meisten entsetzt sind über diese Frucht ihrer Tätigkeit und jetzt die Erfahrung machen müssen: „Was der Mensch säet, daß wird er ernten.“

Was aus der Pastoralkonferenz werden wird, steht noch dahin. Wenn man aber die Entwickelung ansieht, wie sie in wenigen Jahren gelaufen ist, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren: Du sublime au ridicule n'est qu'un pas.

Aus dem Großherzogtum Hessen.

II.

Statistik. — Professor Eck. — Ecks Nachfolger.

Die vor kurzem ausgegebene kirchliche Statistik gewährt einen nicht ganz uninteressanten Überblick über das Leben der hessisch-evangelischen Landeskirche; getrennt von letzterer stehen über 1000 Altlutheraner, an 3500 Freiprotestanten und etwa 1400 Sektierer, von denen in letzter Zeit die Adventisten besonders in Darmstadt unter Leitung der Witwe eines durch seine kunstgeschichtlichen Arbeiten bekannten Professors eifrigst Propaganda machen. Zur evangelischen Kirche sind 190 Personen übergetreten, davon 133 von der römischen Kirche, an die sich — soweit sich dies urkundlich nachweisen ließ — 14 anschlossen, während 55 zu andern christlichen Denominationen übertraten. Von 5688 rein evangelischen Ehen blieben 101 ohne kirchliche Trauung; die meisten Ausfälle zeigen die Dekanate Offenbach, Darmstadt und Mainz; von gemischten Ehen erhielten nur 52, 1%, evangelische Trauung. Hier ist also ein Verlust zu Gunsten der römischen Kirche festzustellen; von 661 evangelischen Männern haben sich 383, von 623 Frauen 337 katholisch trauen lassen. 954 evangelische Männer ließen ihre Kinder katholisch taufen. Ungetauft traten acht Kinder aus Mischehen in die Schule ein; in sieben Fällen kam Taufverweigerung vor. In drei Fällen weigerten sich die evangelischen Väter, ihre Kinder konfirmieren zu lassen. Die Gesamtsumme aller Liebesgaben für christliche Zwecke betrug etwas über 709 000 ℳ.

*) Von uns gesperrt. D. Red.

Die Ernennung des Pfarrers Lic. Eck von Darmstadt zum Professor der Landesuniversität zieht noch immer ihre Kreise. Maßvoll äußert sich dazu in einem klug und zurückhaltend geschriebenen Artikel das hessische Sonntagsblatt. Freilich meint es, daß die „altgläubig“ gesinnten Pfarrer und sonstigen Christen schon um der Gerechtigkeit willen gewünscht hätten, daß diesmal der dogmatische Lehrstuhl mit einem Manne der sogenannten positiven Richtung besetzt worden wäre. Da man doch wohl befürchten müsse, daß die Fakultät in Gießen durch diese Berufung noch um einige Grade weiter nach links geschoben werde, zumal Eck dem linken Flügel der modernen Theologie angehöre. Doch spricht der Verfasser die Hoffnung aus, daß die getroffene Entscheidung trotz mancher Besorgnisse für unsere evangelische Kirche zum Segen ausschlage. Viel leidenschaftlicher dagegen wogt der Kampf in den öffentlichen Blättern; es ist besonders die in Darmstadt erscheinende Zeitung „Neue Hess. Volksblätter“, die von beiden Seiten mit Einsendungen bedient wird. Sie hatte auch die erste Verteidigung des gegen Ecks Berufung tätigen Fürsten von Lich gebracht. Bezeichnend ist hier der Angriff eines „unmodernen Laien“ aus Friedberg. Er fragt: Was hat denn eigentlich die „modernen“ Theologen zu ihrem neuesten Vorstoße veranlaßt? Sie haben ja ihr Ziel erreicht: der unbequeme Professor am Predigerseminar (gemeint ist Schöler) ist — dank der Entschlossenheit ihres jungen Nachwuchses — beseitigt, und die theologischen Lehrstühle in Gießen sind samt und sonders mit Vertretern einer einzigen — ihrer Richtung besetzt. Was wollen sie denn? Sie wollen „moderne“ Theologen heißen. Wenn ihnen dieser Name nur nicht von anderer Seite bestritten wird! Es gibt Leute, die noch viel „moderner“ sind als sie. Man denke nur an Professor Ladenburg oder auch an Häckel und andere Größen unserer Zeit. In deren Augen sind sie selber ebenso „rückständig“, wie in den ihrigen die Anhänger des positiven Christentums. Und ganz ohne „Formeln“ geht es auch bei den Modernen nicht; denn religiöse Gedanken anderen mitzuteilen, ohne sie in bestimmte Worte einzukleiden, dieses Kunststück bringen auch sie nicht fertig. Vielleicht verzichtet man sogar darauf, neue Ausdrücke zu prägen und legt den alten, die der mißachteten Theologie des 16. Jahrhunderts, etwa den Katechismen Luthers, ihren Ursprung verdanken, unbedenklich eine andere Bedeutung unter. Dann meinen arglose Gemeindeglieder, daß ihr Pfarrer völlig in dem Glauben der Väter stände, während er in Wahrheit weit davon entfernt ist. Und wenn es gilt, die Sünde zu strafen, zur Buße zu mahnen und die Reuigen des Trostes der göttlichen Vergebung zu versichern, auch dann ist der moderne Theologe in einer schlimmen Lage. Denn wie unmodern, wie „rückständig ist doch das alles“. In dieser Richtung geht der „unmoderne Laie“ nun weiter gegen die modernen Theologen vor. Inzwischen ist die durch Ecks Berufung freigewordene Stelle zur Besetzung ausgeschrieben. Von einer größeren Anzahl der Kirchenvorsteher ist Pfarrer Loos in Butzbach als Nachfolger Ecks in das Auge gefaßt; daneben regt sich eine Bewegung zu Gunsten eines jungen Hilfsgeistlichen. Andrerseits sucht man für einen in Pietistenkreisen sehr beliebten Geistlichen Stimmung zu machen, von dem seine Anhänger zu sagen wissen, daß seine Wahl auch die Billigung der nicht liberalen Mitglieder des Oberkonsistoriums finden werde. Ob letzter Grund für den doch seither selbständig denkenden Kirchenvorstand der Stadtgemeinde Darmstadt Ausschlag gebend sein wird, wie man naiver Weise hofft, dürfte doch sehr zweifelhaft sein.

Westpreußen.

Im Sommer des vorigen Jahres hat sich eine Anzahl von Geistlichen aus West- und Ostpreußen zu einer „Evangelisch-wissenschaftlichen Vereinigung“ zusammengeschlossen. Diese Vereinigung soll den Zusammen-

halt abgeben für alle diejenigen, welche sich im Gegensatze zu der kirchlichen Orthodoxie wissen, also einen Zusammenschluß aller liberal Denkenden im weitesten Sinne darstellen. Aus rein praktischen Gründen ist bald darauf eine Trennung der Vereinigung in einen west- und einen ostpreußischen Flügel eingetreten, von denen der letztere unter der Leitung von Pfarrer Tribukait-Pillau und der erstere unter der von Pastor Falk-Elbing steht. Die westpreußische Abteilung der Evangelisch-wissenschaftlichen Vereinigung hatte auf ihrer ersten Versammlung, welche im Juni vorigen Jahres in Elbing stattfand, die Freude, Prof. D. Dorner aus Königsberg bei sich zu sehen, welcher einen Vortrag über den charakteristischen Unterschied des Christentums von den anderen Religionen hielt. Auch für die am 4. Februar in Marienburg stattgehabte Winterversammlung war es erfreulicherweise gelungen, einen der Königsberger Dozenten zu einem Vortrag zu gewinnen. Prof. Achelis sprach in der Aula des kgl. Gymnasiums nach einem Begrüßungswort des Vorsitzenden, Pastor Falk-Elbing, über den Einfluß des Judentums auf die kirchlichen Ordnungen des Christentums. Ausgehend von dem Gedanken, daß ein Gegensatz nicht Abhängigkeit ausschließt, und daß deshalb die jungen christlichen Gemeinden trotz ihres Gegensatzes zur Synagoge der Juden doch sehr wohl von deren kirchlichen Ordnungen mehrfach beeinflußt worden sein können, wies der Vortragende zunächst auf die Nachricht der Apostelgeschichte hin, daß Paulus auf seinen Missionsreisen sich mit seiner Predigt in erster Reihe immer an die vorhandenen jüdischen Gemeinden gewandt habe, eine Nachricht, welcher wir nicht ohne weiteres jedes historische Gewicht absprechen dürfen, und welche also auch für das freier gerichtete paulinische Christentum einen engen Zusammenhang mit dem Judentum verbürgt. Im einzelnen glaubte der Vortragende diesen Einfluß nachweisen zu können zunächst in dem sogenannten Apostelдekret von Jerusalem, welches die „noachischen Gebote" auch der Christenheit aufzwingen wollte. Mit dem Judentum kommt ferner die siebentägige Woche in's Römerreich, und die Feier des Sonntags an Stelle des Sabbats zeigt in ihrem bewußten Gegensatz zum Judentum gerade wieder ihre Abhängigkeit von demselben. Auch die im Urchristentum am Mittwoch und Freitag beobachteten Fasttage, die Feier des Osterfestes am 14. bezw. 15. Nisan, des Pfingstfestes als des 50. Tages nach Ostern (Pentekoste!) zeigen jüdische Beeinflussung. Ebenso wird das fünfmalige tägliche Beten des Urchristentums, das Weihwasserbecken (entsprungen aus der in der Synagoge gebräuchlichen Sitte des Händewaschens), vor allem die Liturgie mit ihrer Doxologie, ihrem Amen, Halleluja, Hosianna usw., die Sitte des Beerdigens und anderes mehr auf jüdischen Ursprung zurückzuführen sein. Von der Taufe läßt sich das so bestimmt nicht sagen, ist es aber auch wahrscheinlich. — Eine rege Aussprache folgte dem interessanten Vortrage, welche im großen und ganzen volle Zustimmung zu dem Gehörten kundtat, nur inbetreff des Apostelдekrets wurde von Pfarrer Kuhn-Fischau auf das gegensätzliche Verhalten des Paulus hingewiesen und auch auf die Frage der Abhängigkeit des Christentums von der Mithras-Religion näher eingegangen. — Erfreulicherweise hat die junge Vereinigung auch aus den Kreisen der Lehrerwelt namhaften Zuzug erhalten. Möchte sie ein Sammel- und Stützpunkt für die liberale Theologie im Osten werden!

Nachrichten.

Protestantisches.

(Königreich Sachsen.) Dem unlängst erschienenen Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz entnehmen wir folgendes. Eins der Hauptgebiete der Leipziger Mission ist die Mission unter den Tamulen. Unter Schonung des Volkstümlichen und der Kaste hatte dieselbe das Erbe der dänisch-halleschen Mission, hauptsächlich Sudra-Stadtgemeinden, übernommen. Nun aber ist Tatsache, daß im letzten Lustrum fast nur die Pantschama-Mission Erfolge erzielt hat, so muß sich das Bekehrungswerk den Parias und den Kastenlosen zuwenden und dadurch ist in gewisser Beziehung ein neuer Kurs indiziert, dem sich auch als solcher die Einführung selbständiger Frauenmission, neben der männlichen anschloß. — Landankäufe bestehen noch, obwohl sie ihre Schattenseiten haben und ebenso das „Batta" oder Kostgeld, was übertretende Parias während des zweimonatlichen Unterrichts auf der Station erhalten. Hat die Mission so schon mit Schwierigkeiten zu kämpfen, so mußten diese sich dadurch erhöhen, daß vier indische Missionare, v. Staden, Schöner, Schad und Klotsche, ihren Austritt nahmen, weshalb zur Regelung dieser Angelegenheiten Pfarrer D. Hölscher aus Leipzig nach Indien und Missionsdirektor v. Schwarz auf Visitationsreisen nach Ostafrika ging. — In einem die Chronik des Jahres 1903 betitelten Aufsatz wird im genannten Jahrbuch ein sehr orientierender Bericht über die Bewegung der europäischen Missionsgesellschaften gegeben.

(Bayern.) Bekanntlich hat Graf Moy in der bayrischen Kammer der Reichsräte den Antrag gestellt, den Geistlichen das Wahlrecht zu entziehen. Geschähe das, es käme sicher nicht zur Unzeit. Gegenüber den klerikalen Wutausbrüchen, hat nun ein katholischer Geistlicher in einem Aufsatze der „Münchner Allgemeinen Zeitung" den Mut gefunden, ehrlich sympathisch der Forderung des Grafen Moy zuzustimmen, mit der Rechtfertigung „daß keine Partei solchen Terrorismus auf ihre Angehörigen ausübe, wie die Zentrumspartei", dem gegenüber sei „am wehrlosesten: der Geistliche. Er muß mittun und wenn ihn der Ekel in der Kehle würgt" . . . „Sein Umgang, seine Lektüre, seine Ferien, seine Frömmigkeit, alles war und ist unter unaufhörlicher Kontrolle" . . . „Da ist uns der Antrag des Grafen Moy wie gewunschen gekommen" . . . „Das wollte ich gern aussprechen, das muß ich in einer liberalen Zeitung tun, denn ein Zentrumsblatt druckt es ja doch nicht, nämlich, weil es die Wahrheit ist."

(Württemberg.) Unter allerlei Ehrungen, die dem Nestor der deutschen Philosophen, Eduard Zeller, zu seinem 90. Geburtstage widerfahren sind, ist zu verzeichnen, daß als Vertreter der Stuttgarter Geistlichkeit und Kirchengemeinde auch Stadtdekan Dr. Braun unter den Gratulanten sich eingefunden hat. Wer sich dessen erinnert, wie im Jahre 1874 unter den Pietisten unserer Residenz sich ein Sturm der Entrüstung erhob, als Studienratsdirektor Binder am Grabe von Strauß einen Nachruf auf diesen hielt, der erkennt doch eine gewisse Wandlung der Verhältnisse in der Tatsache, daß im Jahre 1904 der Stuttgarter Stadtdekan den Philosophen Zeller beglückwünschen kann. Denn als Theologe gehörte Zeller der sogar von einem Beyschlag geächteten Tübinger Schule an, und mit dem etwas älteren Strauß ist Zeller stets in treuem Freundschaftsverhältnis gestanden. Unser „Kirchl. Anzeiger" hat von der Feier Notiz genommen, ebenso auch die Tübinger evangelisch-theologische Fakultät, nicht aber unser „Evang. Kirchenblatt".

(Oldenburg.) Tod und Ersatz des Oberkirchenrats-Präsidenten. Am 24. Januar dieses Jahres ist der Präsident unsers Oberkirchenrats, Oberlandesgerichtspräsident Schomann unerwartet aus voller Wirksamkeit durch den Tod geschieden, 72 Jahre alt, bis ans Ende völlig geistesfrisch und anscheinend auch körperlich rüstig. Fast 25 Jahre lang stand er dem Oberkirchenrat vor. Als Jurist hervorragend, verband er mit großer Verstandesschärfe und Klarheit maßvolle Besonnenheit und freundliches Wohlwollen. Gern gab er Rat, den man bei ihm suchte. Gern erkannte er Tüchtigkeit und Verdienste um die Landeskirche an ohne Unterschied der kirchlichen Richtung; so war es noch zuletzt wohl wesentlich sein Werk, daß kürzlich auch einmal ein kirchlich Liberaler, Pfarrer Lohse zu Stollhamm, durch Verleihung des Titels „Kirchen-

rat" geehrt wurde. Der nun Verstorbene war ganz der Mann dazu, ein friedliches Zusammenwirken von Kirchenregiment und Landessynode zu fördern. Die Kämpfe um Gottesdienstordnung, Gesangbuch und Anhang (Perikopen und Gebete), Änderungen der Kirchenverfassung usw. lagen vor seiner Zeit. In den letzten 25 Jahren handelte es sich in der kirchlichen Gesetzgebung mehr um äußere Ordnungen: Neubildung von Gemeinden, Diensteinkommen, Emeritierung, Disziplinarverfahren, Versorgung von Witwen und Waisen und dergleichen. Dabei ließ der Oberkirchenrat meist die Anregungen aus der Geistlichkeit und den Kreissynoden an sich herankommen, vorsichtig abwartend, auch wohl zügelnd. Es war das ganz im Sinn des nun verewigten Präsidenten, dem stürmisches Drängen und herrisches Wesen durchaus fern lag. Gerade also sah er erfreuliche Erfolge. Die Landeskirche schuldet ihm dankbares Gedenken. — Während durch die Kirchenverfassung nur feststeht, daß von den fünf Mitgliedern des Oberkirchenrats zwei Geistliche und zwei Weltliche, unter diesen einer ein Rechtskundiger sein muß, war durch das Regulativ, wie es zwischen dem Kirchenregiment und der Landessynode im Dezember vorigen Jahres vereinbart worden ist, gegeben, daß Nachfolger des Verstorbenen im Oberkirchenrat nur ein Staatsbeamter werden konnte; denn da heißt es: „Vorstand (Nebenamt eines Zivilstaatsdieners) 1500 M.;" — eine kleine Landeskirche spart gern. Nunmehr ist Geheimer Ministerialrat von Finckh, welcher seit einigen Jahren fünftes Mitglied („ohne Departement") war, zum „Vorstand" des Oberkirchenrats ernannt worden. Derselbe ist als solcher mit gutem Vertrauen zu begrüßen. Einen Systemwechsel bedeutet der Personalwechsel wohl nicht, — vielleicht doch eine kleine Verschiebung nach rechts; abzuwarten bleibt die Ernennung eines neuen fünften Mitgliedes des Oberkirchenrats.

Erfreulich ist, daß am 7. dieses Monats ein entschieden Liberaler, Pfarrer Dede zu Alteneſch, von der Gemeinde Osternburg, einer der Nachbargemeinden der Stadt Oldenburg mit teils vorstädtischem, teils ländlichem Charakter, zum Pfarrer gewählt worden ist und somit auch Mitglied der Kreissynode Oldenburg wird.

Römisches.

(Ein abgesetzter päpstlicher Hausprälat.) Das „Diözesan-Verordnungsblatt" in Regensburg bringt folgende auffällige amtliche Mitteilung. Zur Kenntnis. Das Apostolische Breve, welches der Diözesanpriester Herr Präses Joh. Bapt. Mehler hier auf Empfehlung eines auswärtigen Herrn Oberhirten (Erzbischof Nörber v. Freiburg) im April 1903 hinsichtlich seiner Ernennung zum päpstlichen Hausprälaten bekam, ist am 19. Dezember desselben Jahres und zwar auf ausdrücklichen Befehl Sr. Heiligkeit des Papstes Pius X. zurückverlangt und alsbald auch zurückgegeben worden, was unter Hinweis auf den Erlaß der 8. Kongregation „Konzil vom 16. September 1784" andurch bekannt gemacht wird. — Wir fragen: was mag da vorliegen?

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. Freitags, 8 Uhr, Friedrichwerdersches Gymnasium, Dorotheenstr. 13/14. 26. Februar: Pastor Dr. Deeck-Bremen: Strauß und Hengstenberg, Revolution und Reaktion in der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts. 4. März: Pfarrer Paul Graue: Religiöse Gegenwartsfragen. Eintritt frei.

Protestantenverein Bremen.

Mittwoch, den 2. März 1904, abends 7¼ Uhr, im Kaisersaale des Künstlervereins

Vortrag des Herrn Pfarrers Dr. Pfister, Zürich:

Die Erfolge und Aufgaben des liberalen Protestantismus in der Schweiz.

Nach dem Vortrag findet die diesjährige Generalversammlung statt, zu welcher die Mitglieder des Vereins eingeladen sind.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Das Kollegium Wilhelmitonum (Thomasstift) zu Straßburg i. E. bietet jedem deutschen Studenten der evangelischen Theologie angenehme Wohnung und gute, vollständige Pension zu einem Monatspreis von 50 M. Lesesaal mit großer Bibliothek im Hause. Keine besonderen Aufnahmebedingungen.
Nähere Auskunft erteilt bereitwilligst der Leiter des Studienstifts, Privatdozent Lic. Dr. A. Schweitzer, Thomasstaden 1, Straßburg i. E.

Zum 1. Januar 1905 wird eine geistliche Stelle an der Zionskirche zu Berlin vakant. Besetzung durch Gemeindewahl. Gehalt nach der Skala der Berliner Stadtsynode. Bewerbungen sind bis 1. April d. J. durch das Königl. Konsistorium zu richten an den

Gemeinde-Kirchenrat der Zionskirche
Freidank,
Pfarrer und Superintendent.

Weinhandlung
Gebrüder Hupfeld,
Frankfurt a. M., Kalbächerstr. 16,
empfiehlt Marca Bari, naturreiner, italienischer
Rotwein 60 Pfg.
feiner Bordeauxgeschmack (kein Süsswein), gesetzlicher Original-Verschnitt, glanzhell, mit vornehmer Art, von Kennern wiederholt auf 1.20 Mk. taxiert, in Fässern von 25, 50, 100 Liter und mehr à 60 Pfg.
Kleinere Sendung von 10 Flaschen à ¾ Liter 6 Mk. franko.
Zahlung beliebig: Nachnahme oder Ziel gegen Referenzen. Bei Nichtkonvenienz Rücksendung innerh. 14 Tagen gestattet. Eigene Kellerei und Gährkeller in Nierstein a. Rh. Broschürchen über Behandlung u. Abfüllen der Weine gratis. An Sonn- u. christl. Feiertagen ist das Geschäft geschlossen.
Deutl. geschriebene Adresse u. Angabe der nächsten Bahnstation erbeten!
Bitte sich auf diese Zeitung zu berufen.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Das Glaubensgericht.
Ein Zeitbild aus dem Hannöverschen in fünf Akten
von
Christian Ludwig.
Preis 1 Mk.
Carl Schünemann, Bremen.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: Roeder.

Die Religion Jesu Christi.
Von
W. Hollenberg, Superintendent.
Zweite verbesserte Auflage.
Dritter Abdruck. Preis 60 Pfg.
Carl Schünemann, Bremen.

Bei Bestellungen und Anfragen auf Grund der Protestantenblatt-Inserate bitten wir stets auf dasselbe Bezug nehmen zu wollen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.